



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Die Durchquerung der Gazellenhalbinsel, Bismarckarchipel**



**Wolff, Emil**

**Berlin, 1904**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-15071**

Abteilung Berlin-Charlottenburg

der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

— Verhandlungen 1903/04. —

Band VIII. Heft 2.

---



Emil Wolff,  
Gerichtsassessor

Die  
Durchquerung der Gazellehalbinsel,  
Bismarckarchipel.

---



Vortrag,  
gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen  
Kolonial-Gesellschaft.



Berlin 1904.  
Verlag von Dietrich Reimer  
(Ernst Vohsen).

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.

Der stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.

Der II. stellvertretende Vorsitzende: Generalleutnant von Kettler.

Der Schriftführer: Emil Selberg.

Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.

Der Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.

von Bitter, Wirkl. Geh. Rat, Oberpräsident a. D.

Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.

Fritz Friedländer, Geheimer Kommerzienrat.

Dr. Hammacher.

Imberg, Rechtsanwalt.

G. Kollm, Hauptmann a. D.

Kraetke, Staatssekretär des Reichspostamtes.

Jul. Pintsch, Kommerzienrat.

Riecken, Bank-Direktor.

Dr. Schön, Regierungs-Rat.

Simons, Major z. D.

W. Staudt, Konsul.

Stücklen, Fabrikbesitzer.

Valois, Vize-Admiral z. D.

Ernst Vohsen, Konsul a. D.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin NW. 40, Roonstr. 9, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



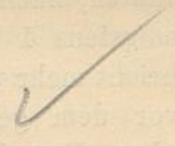
21

Die  
**Durchquerung der Gazellehalbinsel,**  
**Bismarckarchipel.**

Vortrag

von

**Emil Wolff,**  
Gerichtsassessor.



57/1018

Der nachstehende Vortrag von Herrn Gerichtsassessor Wolff wurde am 7. März 1904 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehalten.

Meine Damen und Herren!

Begleiten Sie mich, bitte, für eine kurze Weile in eine andere Welt. Folgen Sie mir im raschen Gedankenfluge bis zu den fernen, immergrünen Gestaden der Südsee, zu der noch immer unbezwungenen, undurchquerten Insel Neuguinea mit ihren lieblichen Buchten und Eilanden, ihren stolzen Bergen, die sich im tiefblauen Meere widerspiegeln. Landen Sie mit mir zunächst in Friedrich-Wilhelmshafen, in Kaiser Wilhelmsland. Nach kurzem Händedruck mit den alten Bekannten, nach flüchtigem Austausch der Neuigkeiten — seit wenigstens 4 Wochen haben die dortigen Europäer keine Nachricht mehr von der Aussenwelt erhalten — flüchten wir uns vor dem geschäftigen Lärm, dem Schreien der Arbeiter, dem Rasseln der Kette des Hebebaumes. Ein bekannter Tamul rudert uns auf schwankem Kanoe in sein Dorf. Wir landen auf der Insel Rargetta, auf der wir schon bei der Einfahrt in den Hafen Eingeborensiedlungen wahrgenommen haben. Hier empfängt uns der alte Häuptling Malbag, der uns in das grosse Fremdenhaus geleitet. Er sorgt für unsere Bewirtung: Trinkkokosnüsse, Papayas, Bananen und dergl. Wir bewundern die geschnitzten Pfosten, die grossen Trommeln, die Jagd- und Siegestrophäen. Nachdem wir das Gelöbnis ewigen Schweigens gegeben, zeigt uns der verschmitzte Tamul wohl auch noch die im Geisterhause ängstlich verwahrten heiligen Bambusflöten; sie künden bei den

etwa alle fünf Jahre stattfindenden Beschneidungsfesten, zu denen sich die Eingeborenen von weither zu festlichen Schmausereien vereinen, den allgemeinen Frieden. Im Gegensatz zu den wilden kriegerischen Archipelbewohnern ein gutgeartetes, friedliches Völkchen, der Archipel der zufriedenen Menschen, wie ihn der erste Erforscher, der verdiente Maclai, benannt hat.

Doch die Sonne steht tief am Himmel und bevor sie untergeht und die fieberbringende Anophelesmücke ihre Mangrovesümpfe verlässt, muss der Dampfer aus dem Hafen sein. So wunderbar herrlich dies Plätzchen, so gefährlich ist sein Klima. Doch auf unserem Dampfer auf hoher See sind wir sicher vor der Anopheles und vor Fieber. Wir halten Kurs gen Nordost, an der Nordküste der langgestreckten Neupommerninsel entlang. Vorbei führt uns der Dampfer an den sogenannten französischen Inseln, von deren grösster neulich der Telegraph die Schreckenskunde von der Ermordung zweier Europäer und zweier Chinesen durch die Eingeborenen brachte. Weiter geht es die Nordküste der Gazellehalbinsel entlang, vorbei an den hohen, mit dichtem Urwald bestandenen Bainingbergen, die nordwärts in das kleine, dichtbewohnte Felseiland Massikonapuka auslaufen. Hinter diesem springt das Meer tief in das Land hinein, eine weite, nach Nordwesten offene Bucht bildend, von den Eingeborenen Ataliklikun — das kleine Meer — genannt. Diese Bucht wird im Hintergrunde durch eine breite, ziemlich flache, mit Urwald dicht bestandene Ebene umschlossen, die sich quer über die Gazellehalbinsel, den nördlichen Teil Neu-Pommerns, von der Westküste bis zur Ostküste hinzieht, und auf beiden Seiten wasserreiche und mit dem Boot befahrbare Flüsse zum Meere sendet. Aus dieser Ebene erhebt sich, einsam emporragend, der Varzin, bei den Eingeborenen Vunakorkor genannt, ein erloschener Krater. Dieser Bergstock bildet, auch den von Norden, Neu-Mecklenburg, herkommenden Schiffen weithin sichtbar, dem Landeskundigen eine sichere Anseglungsmarke, er ist der charakteristische Mittelpunkt der Gazellehalbinsel. Seine steilen

Hänge werden von tiefen Schluchten zerklüftet, an seinem Fusse ziehen sich fruchtbare Täler hin, bald von Urwald, bald von „kunai“, dem mannshohen, schilfartigen Grase, bestanden; hier und dort werden Hütten und Pflanzungen der Eingeborenen sichtbar, wo die hellgrünen Wedel der Kokusnussbäume aus den Laubkronen emporragen. Das ganze Gelände um den Varzin herum wird von zahlreichen, oft Hunderte von Metern tief in den weichen Aschenboden jäh eingeschnittenen Wasserläufen durchbrochen. In der Tat, es ist kein Zufall, dass die wenigen Sagen und religiösen Vorstellungen der Eingeborenen, die für romantische Szenerien durchaus nicht unempfänglich sind, an diese Gegend anknüpfen: hierher sollen die Geister der Verstorbenen, wenn bei ihrem Tode genügend Muschelgeld ausgeteilt worden ist, von dem fern in Neu-Mecklenburg gelegenen Ort der Seelen zurückkehren dürfen; bis hierher wollte einst der Geist der Vernichtung das Meer seine Wogen wälzen lassen, bis der Geist des Lebens die jetzige Grenze setzte.

Um diesen, die Gazellehalbinsel beherrschenden Bergstock herum, als der natürlichen Landesfeste, haben sich die Kämpfe der wilden, kampfestrutzigen Eingeborenen vorzugsweise abgespielt; um ihn herum liegen die Wohnsitze der Völker, die in den letzten Jahrzehnten miteinander um den Besitz der Gazellehalbinsel gerungen haben. Der Norden und Osten ist von dem kurzweg „Neu-Pommern“ bezeichneten Volksstamm besetzt, der den gesamten Nordrand der Gazellehalbinsel von dem vorhin erwähnten Massikonapuka bis zum Warangoi inne hat. Bis in die letzte Zeit immer mehr vom Bergmassiv ab nach Südwesten gedrängt, sitzt das kleine Taulilvolk, in Sprache und Sitte von den Neu-Pommern, ihren gehassten Gegnern, völlig verschieden. Die Butangleute, die sich ehemals südwärts an das Taulilvolk lehnten, sind in den erbitterten Kämpfen mit den anderen Eingeborenen aufgerieben und haben sich mit den Taulil verschmolzen. Von Süden her in die Gazellehalbinsel eingedrungen, schieben sich die kriegerischen, fast noch unbekanntenen Kaktailleute

langsam gegen den Varzin vor; im Gegensatz zu den andern genannten Völkern wohnen sie nicht in Gehöften, sondern in geschlossenen, mit hohen Pallisadenzäunen umgebenen Dörfern.

Von allen diesen Völkern der Gazellehalbinsel sind bisher nur die Neu-Pommern mit den Europäern in nähere Berührung getreten; auch hier hatte sich die Berührung bis in die letzten Jahre nur auf die in der Nähe der Küste wohnenden Stämme erstreckt; erst in letzter Zeit hat sich mit der Unterwerfung der Varzinstämme und der Anlegung der Polizeistation Toma am Fuss des Varzinkegels dieser Sachverhalt geändert.

Die Neu-Pommern zerfallen in einzelne, politisch lose in sich zusammenhängende Landschaften. Jede von ihnen mag etwa 10 bis 25 Quadratkilometer Fläche und zwischen 400 bis 1000 Bewohner zählen. In diesen Landschaften steht den Geschlechtshäuptern — meistens zweien — die Häuptlingsgewalt zu. Jedoch hängt die Macht des einzelnen vorzugsweise von seiner Persönlichkeit und seinem Reichtum ab. Alle wichtigeren Sachen werden in der Versammlung der Männer beraten und beschlossen.

Die Eingeborenen aus verschiedenen Landschaften stehen sich grundsätzlich als Feinde gegenüber. Ra ebar, Rebar heisst in der Neupommersprache sowohl der Fremde als der Feind, ebenso wie ja auch bei unsern Vorfahren; ist doch auch im Lateinischen hospes-Stamm: hospit der Gastfreund, und hostis der Feind, derselben Wortwurzel entsprungen, zu der übrigens wohl auch unser Wort „Gast“ gehört. Dennoch fehlt es dem Neu-Pommernvolk nicht an jedem inneren Zusammenhange, auch abgesehen von der Gemeinsamkeit der Sprache und Sitte. Trotz aller Feindseligkeit findet nämlich zwischen den einzelnen Landschaften, wenigstens in normalen Zeiten, ein geregelter Marktverkehr nach festem Herkommen an bestimmter Stelle statt. Auch schliessen sich herkömmlicherweise mehrere Landschaften zum Schutz und Trutz gegen volks- und sprachfremde Nach-

barn zusammen; so stehen insbesondere die Varzinlandschaften als der vorgeschobenste Teil des Neu-Pommernvolkes seit alter Zeit in enger Waffenbrüderschaft zusammen im Kampfe gegen Taulil- und Kakteileute. Den festesten inneren Zusammenhang gibt dem Volke aber der Dukdukkult und der Injettbund. Der Dukduk ist eine Person in vogelähnlicher Maske, die den Stammvater der Eingeborenen darstellt. Sie erscheint in einem Kanoe, angeblich aus der andern Welt und ihren Zug durch die Lande begleiten wilde, ausschweifende Feste und Tänze. Unter ihrer Maske strafft sie die missliebigen Mächtigen, tötet deren Schweine, wenn sie in fremde Pflanzungen eingebrochen sind und treibt möglichst viel Muschelgeld ein. Aelter und fester in sich geschlossen, deshalb von grösserem dauerndem Einfluss und auch politisch nicht ungefährlich, ist der Bund der Injettleute. Dieser Bund hat seinen Hauptsitz am Varzin, seine Anhänger sind jedoch über das ganze Land hin verstreut. Seine Mitglieder müssen sich des Schweine- und des Känguruhfleisches enthalten. Die Anhänger sammeln sich besonders in den wundervollen Vollmondnächten an bestimmten, andern Menschen verwehrt Stätten, den Maravuts. Hier feiern sie wilde Orgien. Früher spielten bei diesen Festen kleine Steinfiguren eine Rolle, die aber jetzt fast allenthalben der Sammelwut der Europäer zum Opfer gefallen sind.

Auf der Zusammenkunft der Injettleute der Varzinstämme auf dem Injettplatze in Vivinen am Varzin war es auch, wo in der Vollmondnacht vom 26. zum 27. März 1902 von den Varzinstämmen der Kampf gegen die verhassten weissen Fremdlinge beschlossen wurde, ein Beschluss, der dann am 3. April 1902 in dem plötzlichen Ueberfall der Wolffschen Pflanzung in Papatatava seinen ersten blutigen Ausdruck fand.

Es kamen schwere Tage für die junge Kolonie! Die Eingeborenen machten aus ihrem Hass gegen die Europäer und ihren Sympathien für die Aufständischen kein Hehl. Ueberall fürchtete man eine allgemeine Eingeborenenerhebung.

Jedoch auch hier fehlte es den Eingeborenen an Entschlußfähigkeit und Organisation. Durch rasche Schläge wurden die Papatava-Eingeborenen bereits am 18. April — also innerhalb von 14 Tagen — zur Unterwerfung gezwungen und das Unheil ging glücklich vorüber. Mitte Juni fiel im mannhaften Kampfe der Führer der ganzen Bewegung, der Häuptling to Vagira von Tomainiriggi, der fanatische Gegner der Weissen, der geschworen hatte, nicht rasten zu wollen, bis der letzte Europäer den Strand verlassen haben würde.

Die Varzinstämme waren unterworfen und zum erstenmal stand der Weg von Herbertshöhe aus in die Gazellehalbinsel offen. Vom Varzingipfel aus schaute man über eine dichtbewaldete Ebene, die nach Südwesten zu von den Bainingbergen begrenzt wurde. Eine deutlich sichtbare Scharte konnte nur in das Tal des Toriu führen, jenes wasserreichen Flusses, der in die „Offene Bucht“ mündet. Hier stand vereinsamt ein von der katholischen Mission angelegtes Holzsägewerk.

Ueber diese Frage, sowie über die Beschaffenheit jener zu Pflanzungszwecken anscheinend so geeigneten Ebene und über den Charakter ihrer Bewohner konnte nur eine Durchquerung der Gazellehalbinsel Aufschluss bringen. Nach trockenen Tagen aufsteigender Rauch zeigte, dass diese Gegend stellenweise bewohnt und angebaut war. Ueber Charakter und Sprache dieser Eingeborenen war jedoch nichts bekannt: Die Taulileingeborenen gaben an, es seien wilde, sprachfremde, mit ihnen seit jeher im Rassenkampf lebende Stämme.

Gerade damals schien eine selten günstige Gelegenheit zur Durchquerung. Die „Möwe“ war mit der Vermessung der Küste der „Offenen Bai“ beschäftigt und ihre Vermessungskommandos waren weithin am Strande verteilt.

Ich war entschlossen, die Durchquerung zu wagen.

Bei der Ausrüstung kam folgendes in Betracht:

Das Gelände war voraussichtlich stellenweise ausserordentlich schwierig und die Bevölkerung feindlich. Die Entfernung vom Varzin bis zur Toriumündung war nach der

Karte auf etwa 40 Kilometer Luftlinie zu schätzen; es lag damals lediglich die Gesamtkarte des Archipels vor, noch keine Einzelkarte. — Da wir darauf gefasst sein mussten, uns unsern Weg mit dem Kompass in der Hand über Berg und Tal durch das Gebirge mit dem Buschmesser zu bahnen, so machte ich mich auf fünf Tagemärsche gefasst, — es sind nachher allerdings 10 geworden.

Mit Rücksicht auf das Gelände und die Bevölkerung verbot sich eine grössere Belastung des einzelnen Mannes von selbst. Man durfte auch damit rechnen, dass man Lebensmittel im Lande selbst würde eintauschen können. Der einzelne Polizeijunge erhielt also vierzig Patronen und für vier Tage Lebensmittel.

Ausserdem musste für uns zwei Europäer — dem Polizeimeister der Station am Varzin, Costantini und mich — ein Zelt, je ein Feldbett, eine Feldmenage sowie Lebensmittel auf vier Tage mitgenommen werden. Schliesslich nahm ich noch einige Raketen mit, die einmal dazu dienen sollten, etwaige feindliche Eingeborene unblutig zu schrecken, dann aber auch dazu, an die Küste gelangt, der „Möwe“ Signale zu geben.

So setzten wir uns denn am 22. August in Bewegung: zwei Europäer, 30 Polizeijungen und zwanzig Eingeborene aus Paparatava und Tomainiriggi als Träger. Die Varzinlandschaften Tamanamambu und Weiriggi hatten trotz Geheiss keine Träger gestellt. So mussten einige der Polizeijungen als Träger eintreten, bis wir nachher in Taulil noch einige Träger requirieren konnten.

Gegen drei Uhr nachmittags trafen wir unbemerkt vor dem Hauptort der Taulil-Eingeborenen, Palakukur, ein. Seitdem wir hier die Eingeborenen Ende April beim Menschenfleischschmause überrascht hatten, hatte kein Fremder diesen Ort mehr betreten. Wir liessen uns durch den Taulilleuten befreundete Eingeborene aus Tomainiriggi anmelden. Die Taulil-Eingeborenen empfingen uns friedlich, wenn auch voller Misstrauen.

Dies kleine Bergvolk hat, wie bereits vorhin erwähnt, in den letzten Jahrzehnten einen harten Kampf um sein Dasein führen müssen. Im Rassenkampfe mit den Varzinstämmen, die von den weissen Händlern Gewehre bezogen hatten, mussten sie einen Platz nach dem andern räumen, so Bitalovo, Tabala und Tamagaragara, das sie mit hohen Pallisadenzäunen umgeben und lange Jahre in blutigen Kämpfen verteidigt hatten. Das ganze Völkchen ist nunmehr in die Dorfschaft Palakukur zusammengezogen. Der Friede und die neue Ordnung, die nunmehr durch den starken Arm des Gouvernements auch am Varzin geschaffen sind, wird deshalb wenigstens von diesem kleinen Völkchen mit aufrichtiger Freude begrüsst. Hierdurch allein können sie hoffen, von der Fortsetzung des ungleichen Kampfes bewahrt zu bleiben. In ihrem Gegensatze zu den mächtigen Varzinstämmen sind sie die natürlichen Bundesgenossen des Gouvernements am Varzin. Noch halten sie fest an ererbter Sprache und Sitte. Leider ist von beiden fast noch nichts bekannt. Und sie werden wohl verschwinden, ehe es möglich sein wird, sie zu sammeln. In wenigen Jahrzehnten werden sie in dem Neu-Pommernvolke aufgegangen sein. Schon jetzt ist unter ihnen die Neu-Pommernsprache allgemein bekannt, ebenso haben sie das Muschelgeld von diesen übernommen.

Es war ein vergnüglicher Abend unter dieser, anscheinend so harmlosen, friedlichen, laut bewegten Bevölkerung. Fast konnte man es vergessen, dass drei Doppelposten um das Europäerzelt standen und dass jeder Mann sein Gewehr zur Hand hatte. Zu der allgemein gehobenen Stimmung meiner Leute trug vor allem der Umstand bei, dass sie zu einem ihrer Lieblingsgerichte kamen: es wimmelt in Taulil von sogenannten „fliegenden Hunden“, jenem fledermausähnlichem Nachttier. Sie werden von den Taulil-Eingeborenen — wohl aus religiösen Bedenken — verschmäht, bilden aber sonst für die Eingeborenen, mit Kokosnussmilch und Salat hergerichtet, eine der begehrtesten Speisen.

Als wir den Taulilleuten erzählten, dass wir südwest-

wärts über die Berge bis an das grosse Wasser wollten, schüttelten sie bedenklich die Köpfe.

Am nächsten Morgen liessen sich jedoch einige von ihnen unschwer bewegen, als Träger und Führer dem Zug sich anzuschliessen, halb aus Neugierde, halb aus der diesem kühnen Buschvolk eingeborenen Abenteuerlust. Wir folgten einem sich allmählich im Busch verlaufenden Pfade; dann ging es, mit dem Buschmesser in der Hand, dem Kompass nach, in den Urwald hinein. Die Formation hatte sich geändert. Die vulkanische Asche, die uns bisher von der Blanchebucht an begleitet hatte, war verschwunden. An ihre Stelle war intensiv rot gefärbter Lehm getreten, der mit einer dicken Humusschicht bedeckt war. Das Gelände war leicht gewellt, von munteren Bergbächen durchzogen. Obwohl Tausende von Eingeborenen hier ihren Unterhalt hätten finden können, fehlte es an jeder Spur eines menschlichen Wesens; es war der breite Urwaldstreifen, der sich zwischen den sprach- und stammesfremden Taulil- und Kaktaileuten hinzog, gerade so wie Tacitus es vom alten Germanien erwähnt.

Unter dem dichten Laubdach des Urwaldes dunkelte es bald und so mussten wir bereits um vier Uhr auf einer kleinen Anhöhe das Zelt aufschlagen. Eine Nacht im Urwalde war meinen Leuten nichts neues. Unter geschickter Ausnutzung des Geländes machten sie es sich unter rasch hergestellten regendichten Laubdächern bequem. Mit Tagesanbruch ging es weiter. Nach anderthalb Stunden passierten wir einen etwa 20 m breiten und an der tiefsten Stelle etwa  $1\frac{1}{2}$  m tiefen Bergbach; bald dahinter stiessen wir auf einen Pfad. Diesem folgend sahen wir nach etwa einer weiteren Stunde von einem Hügel aus, durch die Baumwipfel hindurch über Eingeborenenpflanzungen hinweg eine ganz fremdartige Dorfanlage. Nach weiteren anderthalb Stunden traten wir aus dem Urwald auf eine Eingeborenen-Taropflanzung. Zwei Eingeborene waren eifrig in der Pflanzung beschäftigt und hatten unser Herankommen nicht bemerkt. Den Taulil-

leuten gelang es, sich auf die beiden Leute zu stürzen und sie durch stürmische Umarmungen und andere Liebkosungen am Weglaufen zu verhindern. Es war schwer, den verschüchterten Leuten, die wohl nie in ihrem Leben einen Fremden, geschweige denn einen Europäer gesehen, klar zu machen, dass wir in durchaus friedlicher Absicht kämen. Es stellte sich jedoch heraus, dass einer von den Taulil-Eingeborenen etwas von ihrer Sprache verstand — ob er in der Jugend dorthier geraubt war oder woher er sonst diese Kenntnis hatte, da wie gesagt, zwischen den Taulil- und den Kaktaileuten irgend eine friedliche Berührung schwerlich statt hat, konnte ich nicht ermitteln.

Durch Zureden und einige kleine Geschenke wurden denn die beiden Leute allmählich etwas zutraulicher und erklärten sich schliesslich bereit, uns nach ihrem Dorf zu führen. So ging es denn nach kurzem Aufenthalt unter der Führung unserer beiden neuen Freunde weiter. Die Pflanzungen und sonstigen Spuren menschlicher Besiedelung wurden immer häufiger, bis endlich auf einem Hügel, der innerhalb eines breiten Tales sich erhob, die Dorfanlage selbst vor uns auftauchte. Hinter einem etwa zwei Meter hohen Pallisadenzaun waren, diesen überragend, über ein Dutzend im regelmässigen Sechseck gebaute, ausserordentlich geräumige Hütten sichtbar; für den, der die niedrigen Hütten des Neu-Pommernvolkes gewohnt ist, fürwahr ein stattlicher Anblick. Unter den Einwohnern entstand, als sie uns gewahr wurden, die grösste Aufregung. Einige stiegen auf den Pallisadenzaun und schwangen drohend ihre Steinschleudern. Wir rückten unbeirrt weiter vor. Unsere beiden neuen Freunde hatten auf die drohende Haltung ihrer Dorfgenossen hin grosse grüne Zweige abgebrochen und, diese schwingend, tanzten sie schreiend vor uns her. Die Eingeborenen waren angesichts des für sie unerhörten und unerklärlichen Ereignisses augenscheinlich ratlos. Ein oder zwei Schleudersteine flogen uns entgegen, doch ohne Schaden anzurichten oder uns einzuschüchtern. In diesem kritischen Augenblick kam aus dem Knäuel der Eingeborenen ein älterer

Mann den Hügel herunter auf uns zu. Der Polizeimeister Costantini ergriff seine Hand und liess sich von dem geängstigten und halb willensunfähigen Mann den lehmigen und ausserordentlich glatten steilen Pfad den Hügel hinanziehen. Wir folgten ihm auf dem Fuss und drangen durch Lücken im Pallisadenzaun in das Dorf ein. Die Eingeborenen — etwa 50 Männer — hatten die Pallisaden geräumt und drängten sich verschüchtert in eine Ecke zusammen. Soweit ich sehen konnte, hatten sie alle langstielige europäische Beile in der Hand — ein Beweis, wie das Eisen durch Zwischenhandel auch weit in Gegenden dringt, wo noch kein Europäer hingekommen ist.

Die Dorfanlage war — im Gegensatz zu den Dörfern der Neupommern-Eingeborenen — überaus zusammengedrängt. Zwischen den einzelnen, im regelmässigen Sechs- oder Achteck gebauten, stattlichen Hütten liefen einzelne Fusspfade her. Die lehmigen Wege waren aufgeweicht, und überall herrschte der grösste Schmutz. Mit einem möglichst lebenswürdigen Grinsen wiesen uns die Leute eine dieser Hütten als Nachtquartier an; wir zogen es jedoch vor, ausserhalb des Dorfes unser Lager zu errichten.

Stauend sahen nun die Leute zu, wie in wenigen Minuten vor ihren Augen sich das Zelt erhob. Die Zeltleinwand, die Pflöcke, die Stricke, alles erregte ihre Verwunderung. Ich gab den Leuten ein Stück Salz. Dies ist dort in den Bergen einer der hochgeschätztesten Artikel. Die Eingeborenen kennen es nur in der Form des Meerwassers, das sie von der Küstenbevölkerung teuer eintauschen. Bald sah ich denn das Salzstückchen ungeniert von Mund zu Mund wandern.

Es waren im Durchschnitt kleine, untersetzte Gestalten. Ihre ganze Bekleidung bestand in einem zwischen den Beinen durchgezogenen Rindenstück, das vorn und hinten an einer um die Hüften geschlungenen Schnur befestigt war. Schmuck trugen sie wenig oder garnicht. Nachher durften sich gar zwei Weiber die weissen Männer aus der Ferne ansehen;

Grazien waren es wirklich nicht! ob trotz oder wegen ihrer mangelhaften Bekleidung, möchte ich dahingestellt sein lassen. Im übrigen aber blieben Weiber und Kinder unsichtbar. So schlossen wir allmählich Freundschaft, und als Beweis ihrer guten Gesinnung brachten uns die Eingeborenen bald ein grosses Schwein; als Gegengeschenk erhielten sie ein 13-zölliges Buschmesser, Tabak und Hüftentücher, Tauschwaren im Werte von etwa 4 Mark. Dies dünkte ihnen offenbar eine ganz ausserordentlich hohe Bezahlung; denn am nächsten Morgen, als wir wegziehen wollten, kamen sie mit noch einem zweiten gleich grossen Schwein an.

Durch den, ihrer Sprache etwas mächtigen Taulil-Eingeborenen liess ich die Leute über unsere Reiseroute ausforschen. Sie erklärten, wir könnten in etwa zwei bis drei Tagemärschen an das Meer kommen; nach anfänglichem Zögern erklärten sie sich bereit, uns zu führen, wenn wir sie vor den ihnen feindlichen Küstenstämmen schützen wollten.

So traten denn am nächsten Morgen eine ganze Menge von den Eingeborenen als Träger und Führer bei uns ein. Nach einem Anstieg von etwa einer Stunde auf einem Gebirgspfade in der Richtung WSW. an einem Wildbach entlang, stiessen wir auf entgegenkommende Eingeborene; sie waren, wie sich herausstellte, von der Ortschaft, aus der wir kamen, durch die sich bei unserer Ankunft in Sicherheit bringenden Weiber und Kinder zur Hilfe gerufen. Sie führten eine Menge Speere und andere Kampfeswerkzeuge bei sich. Einige Zurufe seitens unserer neuen Freundeklärten sie jedoch über die veränderte Sachlage auf. Tanzend und grüne Zweige schwingend begleiteten uns die aufgeregten Leute noch eine zeitlang auf der anderen Seite des Bachs.

Unsere eingeborenen Führer wichen immer mehr nach Norden ab. Es wurde uns klar, dass sie uns nach den am Ataliklikun gelegenen Pflanzungsstationen hinabführen wollten. Ein Abstieg zu diesen lag jedoch keineswegs in unserer Absicht. So verliessen wir denn trotz ihrer Vorstellungen und Warnungen den Pfad und bahnten uns, wie zuvor, mit dem

Messer in der Hand dem Kompass nach unseren Weg. Wir waren mitten im Gebirge, und es war eine richtige Klettertour, die steilen, mit Busch bestandenen Hänge hinauf und herunter. Der dichte Busch gestattete kaum auf einige Schritte Umschau und so ging es, ohne dass wir irgend einen Ueberblick über die Geländeformation gewinnen konnten, lediglich dem Kompass nach, vorwärts. Die Leute, die den Zweck nicht verstanden, schüttelten über ihren eigensinnigen Herrn den Kopf. Endlich, als es im Busche bereits zu dunkeln begann, stiessen wir beim Passieren eines Bergbaches, als erstes Zeichen der Anwesenheit von Menschen, auf einen menschlichen Schädel. Richtig fanden wir auf der anderen Seite bald einen den Bach entlang führenden Pfad und, diesem in der Richtung stromauf folgend, eine einsame Hütte. Die Bauart entsprach genau der, wie wir sie den Tag zuvor in der Ortschaft unseres Nachtquartiers bemerkt hatten. Hier schlugen wir unser Zelt auf.

Am nächsten Morgen waren die uns begleitenden Eingeborenen verschwunden, bis auf drei, die getrennt von ihren Landsleuten übernachtet hatten. Der gestrige Pfad, den wir nunmehr weiter anstiegen, endete auf einem Tarofelde. So ging es denn im Vertrauen auf Buschmesser und Kompass wieder in den Urwald hinein; wir ahnten allerdings nicht, dass wir erst nach sechs langen Tagemärschen, an der Mündung des Toriu, wieder auf Pfade und Menschen stossen würden.

Wie Tags zuvor war es eine wilde Berglandschaft. In dem Halbdunkel des Urwaldes, bei der Unebenheit des Geländes kam der Einzelne häufig zu Fall; jedoch das üppige Gestrüpp nahm ihn weich in seine Arme. Als wir so einen steilen Hang hinunterklimmen, sass ich auf einmal einige Meter tiefer im Gestrüpp; schon kam jedoch ein Tamul, ein Polizeijunge, der mir von Friedrich-Wilhelmshafen her nach dem Archipel gefolgt war, denselben Weg heruntergesaut und setzte sich mit Grazie neben mich. Betrübt sah er mich an, und schicksalsergeben entrang sich seinen Lippen

der weise Ausspruch: „What name master, me two fellow me belong canoe, what name me two fellow goe long bigfellow bush?“ („Master, wir beide gehören ins Kanoe — d. h. wir beide haben unseren Wohnsitz an der Küste —, warum gehen wir nun in den tiefen Busch?“) Kurz vor 12 Uhr stiessen wir endlich auf einen Bergbach, der in steilem Sturze nach Südwesten ab fiel. Es war, wie sich nachher herausstellte, einer der Quellflüsse des Toriu. Waren wir jetzt allerdings das Auf- und Abklettern im Gelände nur dem Kompass nach los, so war die nunmehrige Kletterei, die sich reihenden Wasserfälle über die blossgelegten glatten Gesteinsmassen herunter, nicht minder beschwerlich. Doch sahen wenigstens die schwarzen Jungens, die der Kletterei quer über alle Hindernisse des Geländes, nur dem Kompass nach, nicht das geringste Verständnis und noch weniger Geschmack entgegengebracht hatten, nunmehr ein Ziel vor sich.

Um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr fanden wir endlich eine Stelle, wo wir unser Lager aufschlagen konnten. Wir waren nunmehr den fünften Tag unterwegs. Es ergab sich, dass wir nur noch gerade knapp für den nächsten Tag Lebensmittel hatten. Ein besonderer Grund zur Besorgnis lag hierin nicht: einmal konnten wir auf Grund dessen, was über die Bainingberge bekannt war, annehmen, dass wir innerhalb dieser Zeit wieder auf Eingeborene stossen würden, somit die Möglichkeit hatten, Lebensmittel einzutauschen; dann aber mussten wir auch bis dahin, wenn anders die bisher gebräuchliche Seekarte richtig war, an unserem Ziel sein, wo wir die „Möwe“ und mit ihr Lebensmittel fanden. Beide Voraussetzungen haben sich allerdings nachher als trügerisch erwiesen. Was insbesondere die Karte anbetraf, so gab diese die Entfernung in der Luftlinie zwischen dem Varzin und der Toriumündung um etwa 8 Seemeilen, also etwa 15 km zu gering an, ein Unterschied, der, da wir uns unsern Weg erst mit dem Messer häufig durch den Sumpf bahnen mussten, etwa  $2\frac{1}{2}$  Tagemärsche ausmachte.

Am nächsten Morgen fanden wir am Bach einige Pflanzen,

die anscheinend mit einem Messer geschnitten waren. Nach Angabe der Polizeijungen handelte es sich um Pflanzen, die von den Eingeborenen als Fischköder benutzt wurden. Offenbar hatten hier also Eingeborene einige Zeit vorher dem Fischfang obgelegen. Diese Wahrnehmung gab uns neuen Mut. In sehr kurzer Zeit vergrösserte sich nunmehr der Bach durch Aufnahme wasserreicher Zuflüsse und während er kurz vorher über Felsen und Steine herniedergerauscht war, nahm er jetzt allmählich den ruhigen Gang eines Flusses an. Wir hatten deshalb grosse Schwierigkeiten ihn hier nochmals zu überschreiten. Das reissende Wasser ging den Leuten stellenweise bis zu den Schultern, und um nicht fortgerissen zu werden, mussten sie einander die Hände reichen. Die Gewehre sowie die Gepäckstücke mussten von Mann zu Mann herübergereicht werden.

An diesem Abend zehrten wir den kärglichen Rest unserer Lebensmittel auf. Unser ganzer weiterer Vorrat bestand jetzt nur noch aus einer Flasche Salz und etwas Tee, ohne Zucker. In der festen Hoffnung, im Laufe des morgigen Tages das ersehnte Ziel zu erreichen, focht uns dies jedoch wenig an. Am nächsten Morgen waren die letzten drei Eingeborenen, die uns von jenseits des Gebirges her als Träger gefolgt waren, verschwunden. Wir verliessen den Fluss, der einen nach NW offenen Bogen machte und folgten dem Kompass in der Hoffnung, jenseits des sich vor uns hinziehenden Bergrückens das ersehnte Meer zu finden. Das Gelände war von vielen kleinen Bachbetten durchschnitten, deren weicher, lehmiger Grund das Durchschreiten ausserordentlich erschwerte. Wir kamen deshalb nur langsam fort: vom Meere oder von Eingeborenen keine Spur, nur dichter Urwald. So mussten wir denn am Abend hungrig unser Lager beziehen. Viel mehr als der Hunger aber drückte uns die Ungewissheit über das Morgen. Bei weitem am bedenklichsten war der Eindruck auf die Farbigen. Sie hatten bisher das Vertrauen zu dem weissen Manne gehabt, dass er das in ihren Augen Unmögliche vollbringen würde, dass

er sie durch den dichten weglosen Busch, den augenscheinlich noch kein Mensch durchdrungen, sicher zum Ziele führen würde. Nunmehr merkten sie wohl, dass er selbst sich geirrt hatte. Hatte ich ihnen doch fest versprochen, dass wir mit diesem Marsche das Ziel erreichen würden. Es herrschte eine schwüle Stimmung. Statt wie sonst lustig wie die Kinder, hockten die Leute schweigend um die Feuer. Auf meine Frage, was ihnen sei, antwortete ein Taulileingeborener: „Master, wir wollen jetzt sterben!“ In der Tat ist jenen Volksstämmen die stumpfe Schicksalsergebung, die sich in diesen Worten ausspricht, charakteristisch. Kein Scherzwort, kein Schelten konnte die Leute aufmuntern. Endlich aber hatte doch einer einen vernünftigen Gedanken. „Master,“ sagte nach einer langen Weile einer der Eingeborenen, „wir wollen doch lieber rauchend sterben!“ Das war ein Vorschlag zur Güte. Tabak hatten wir reichlich zum Ankauf von Lebensmitteln mitgenommen und beim Qualmen der Pfeifen fanden die Leute bald etwas von ihrem Lebensmut und ihrer Leichtlebigkeit wieder. In der stillen Nacht hörten wir von unserem Zelte aus, wie einer der Taulilleute den anderen eingeborenen Trägern zuredete, heimlich umzukehren. Der Plan scheiterte an dem Widerspruch des uns ergebenden Häuptlings to Neie aus Papatava.

In dieser schwierigen Lage erstand uns in der Leichtgläubigkeit der Eingeborenen ein ungeahnter Bundesgenosse. Einige der Leute erklärten am nächsten Morgen mit der bei Eingeborenen in den unglaublichsten Dingen so häufigen Bestimmtheit, sie hätten in der Nacht einen Kanonenschuss gehört; selbstverständlich erklärte ich ihnen, das sei die „Möwe“ gewesen, die auf uns an der Toriumündung warte, infolge des überlangen Ausbleibens um unser Schicksal besorgt sei und uns ihre Nähe kundgeben wolle. Ein Polizeijunge erbrachte nunmehr einen weiteren durchschlagenden Grund dafür, dass der weisse Mann sie doch den rechten Weg zum Meere führe. Er setzte seinem erstaunten Publikum auseinander, wir zögen ja doch gegen Sonnenuntergang und

die Sonne tauche ja doch bekanntlich am Abend ins Meer hinab.

Mit Sonnenaufgang brachen wir am nächsten Morgen auf. Als Träger liess ich statt der entkräfteten Eingeborenen Polizeijungens eintreten. Nach etwa dreistündigem Marsch stiessen wir wiederum auf den Fluss, der nunmehr als breiter Strom ruhig dahinschoss. Wir hatten an diesem Tage das Glück, kurz hintereinander zwei Wildschweine zu schiessen.

Bereits um 3 Uhr schlugen wir unser Lager auf — also nach kaum neunstündigen Marsche. Rasch waren die beiden Schweine zerlegt, aufgeteilt und nach wenigen Stunden bis auf die Knochen vom Erdboden verschwunden; unsere letzte Flasche Salz hatte ihre zweckentsprechende Verwendung gefunden.

Was sollte nun weiter geschehen? Die Leute waren acht Tage ohne Rasttag in Gewaltmärschen marschiert, ausserordentlich ermüdet und durch Hunger entkräftet. Andererseits war auch weiterhin die grösste Eile vonnöten; wir konnten nicht immer auf einen derartigen ausserordentlichen Glücksfall rechnen; noch ein solcher Gewaltmarsch, nichts im Magen, und einzelne Leute brachen zusammen.

Ich entschloss mich, die Expedition zu teilen. Mit einem Trupp wollte ich mit dem Gepäck den Fluss auf Flössen herunterfahren, während der Polizeimeister Costantini mit dem anderen Trupp ohne Gepäck den Landweg nehmen sollte. Am nächsten Morgen beim Antreten setzte ich den Leuten meine Absicht auseinander und stellte dem einzelnen frei, für welchen Weg er sich entscheiden wolle. Die Leute erklärten sich sämtlich für den Landweg; im Flusse fürchteten sie die reissende Strömung und die zahlreichen Krokodile. Naturgemäss verzichtete ich deshalb nicht auf meinen Plan, teilte vielmehr kurzer Hand 23 Polizeijungens für den Wasserweg ab. Die übrigen Leute liess ich sofort unter dem Polizeimeister Costantini aufbrechen. Meinen Kompass gab ich Costantini, da seiner schadhaft und unzuverlässig war. Nun begann der Flossbau. Ausser einigen kleineren

Messern hatten wir als Werkzeuge nur drei lange Buschmesser; das vierte und letzte hatte ich Costantini überlassen. Rasch ging es an die Auswahl der Bäume. Leichtes weiches Holz war vonnöten. Einige fällten die Bäume, andere reinigten sie von Aesten, wieder andere schleiften sie an den Fluss, wo sie mit Lianen und Rotangfasern zusammengebunden wurden. Es zeigte sich bald, dass ich die Tragfähigkeit der Hölzer bedeutend überschätzt hatte, wenn ich — in Erinnerung an die harzigen Fichtenstämme, die in jedem Jahr die Weichsel, Oder und Warthe herunterschwimmen — angenommen hatte, vier Stämme würden genügen, um zwei Leute und etwas Gepäck zu tragen. Wir mussten nicht weniger wie acht Stämme — zu je vier in zwei Lagen übereinander — zusammenbinden, um ein Floss herzustellen, das zur Not zwei Leute und etwas Gepäck trug. Ein grösseres Floss aus 12 Stämmen in zwei Lagen zu je sechs Stämmen liess ich für mich und zwei Leute herstellen. Auf diesem Floss liess ich einen Feldstuhl aufrecht festbinden. Doch der Versuch, mich auf diesem stolzen Kommandofahrzeuge einzuschiffen, misslang kläglich; offenbar entsprach diese Belastung nicht völlig den Lehren der modernen Schiffsbautechnik, und ich fiel von meinem Stuhl ins Wasser. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich, wie die Jungens, auf den Boden zu hocken.

Mittag war längst vorüber, bis wir die zur Einschiffung erforderlichen elf Flösse gebaut hatten. Der Regen, der den ganzen Tag leicht herniedergerieselt war, hatte aufgehört; wir glitten den Fluss herunter: in pfeilschnellem Lauf in zahlreichen Krümmungen wandte er sich durch den von Menschenhand noch nie entweihten Urwald, an jeder Biegung überraschende neue Ausblicke gewährend. An einigen wenigen Stellen trat der nackte Fels zutage. Es war ein Bild von eigenartigem Zauber — nur war unsere Lage grade nicht geeignet, sich diesen Betrachtungen hinzugeben. Um die — wenigstens in diesen unbelebten Gegenden — überaus scheuen Krokodile zu verscheuchen, liess ich die Leute einen ihrer

Gesänge anstimmen. Doch — es wollte ihnen nicht von der Kehle. Aber auch so machten sie durch gegenseitigen Zuruf und Signale den nötigen Lärm.

Nur zu bald, bei Anbruch der Dunkelheit, mussten wir unsere Flösse auf eine Sandbank ziehen; einige Meter höher, auf dem Uferrand, liess ich eine Stelle notdürftig vom Busch säubern und das Zelt aufschlagen. Der Regen begann allmählich wieder einzusetzen und stürzte dann schliesslich während der Nacht und am Morgen mit tropischer Gewalt hernieder. Ich lag in meinem Zelt in den nassen Kleidern auf dem nassen Bett. Die Leute hatten sich einige Laubdächer gebaut und es war ihnen sogar nach vieler Mühe gelungen, Feuer anzumachen. Wir alle froren und hungerten.

So verging diese Nacht — es war die letzte auf dieser Expedition, aber auch die schrecklichste.

Gegen Anbruch der Morgendämmerung wurde gemeldet, der Fluss sei bedeutend gestiegen und habe unsere Flösse mit sich geführt. Die Kunde wurde von den Leuten in stumpfer Ergebung hingenommen. Es war ein harter Schlag. Drei Tage ohne genügende Nahrung, ohne Gewissheit, wann wir endlich aus diesem Waldesdickicht hinauskommen würden, überanstrengt; und dennoch mussten wir vorwärts; ein Nachlassen, ein Zurückbleiben bedeutete den sicheren Tod.

Ich gab von meinem Zelte aus das Kommando zum Antreten. Nur zögernd krochen einzelne unter den Laubdächern hervor in den strömenden Regen; andere rührten sich überhaupt nicht. Kein Zweifel; die Leute begannen zu versagen! Ihre Energie, den Kampf mit den Elementen fortzusetzen, war gebrochen. Ich war entschlossen, die Leute um jeden Preis vorwärts zu zwingen. Meine Mauserpistole in der Hand, die ich, wie immer, schussbereit am Kopfende des Feldbettes liegen hatte, sprang ich vor das Zelt. Laut und scharf wiederholte ich das Kommando — mit gewohnter Schnelligkeit standen die Leute, die den ganzen Ernst der Situation erkannt hatten, in Linienformation. Ich liess sofort die Feuer löschen, die Laubdächer und das Zelt abbrechen.

Nun ging es an die Arbeit: einen Jungen schickte ich flussabwärts, um auszusuchen, ob nicht etwa einige der Flösse nicht allzuweit unterhalb angeschwemmt seien. Die anderen mussten wiederum Flösse bauen. Nach einer Weile trat der schwarze Unteroffizier an mich heran und bat mich, ihm zu gestatten, mit einem Teil der Jungens den Weg über Land einzuschlagen; dadurch würden weniger Flösse notwendig. Inzwischen war auch der ausgesandte Junge zurückgekehrt mit der Meldung, dass eine kurze Strecke unterhalb drei Flösse angeschwemmt seien. Ich liess die Leute antreten und stellte ihnen frei, wer zu Lande und wer mit mir zu Wasser weiter ziehen wollte. Alle erklärten sich für den Landweg. Nur die Polizeijungens, die aus der Umgegend von Friedrich-Wilhelmshafen stammten und mir von dort her gefolgt waren, und ein Bukajunge erklärten, in jedem Falle sich mir anschliessen zu wollen, selbst dann, wenn ich zu Wasser ginge. Ich liess sodann das ganze Gepäck auf einen Platz zusammenbringen, übergab dem Unteroffizier den Befehl über die Mannschaften mit der Weisung, unter allen Umständen vorwärts zu marschieren und schiffte mich auf den wiedergefundenen drei Flössen mit meinen sechs Leuten ein. —

Der Fluss bot ein wesentlich anderes Bild als am Tage zuvor. Die bedeutend gestiegenen Fluten hatten zahlreiche Urwaldriesen entwurzelt, mit sich gerissen, da und dort im Flussbett festgesetzt. Die Jungens dirigierten die schwerfälligen Flösse mit ausserordentlicher Geschicklichkeit an diesen Hindernissen vorbei. Diese schwierige Aufgabe nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch: sie vergassen hierüber fast ihre geradezu abergläubische Furcht vor den Krokodilen und ihre Angst, die diesen Bergflüssen eigentümliche Flutwelle, das plötzlich auftretende Hochwasser könne uns auf seinem Rücken auf die hohe See hinaus fortswemmen, eine leckere Speise für Haifische. Etwa dreiviertel Stunden lang trieben wir den Fluss mit grosser Geschwindigkeit herunter; da wurde das vor uns fahrende Floss

gegen einen Baumstamm geworfen; es kam zwar wieder los, der eine Insasse war jedoch herausgeschleudert worden und sass in den Aesten des Baumes. Auf meinen Zuruf versuchte er nunmehr schwimmend unser Floss zu erreichen. Während unsere Aufmerksamkeit durch diesen Vorfall einen Augenblick abgelenkt war, wurde unser eigenes Floss an einen der Baumstämme getrieben. Der starke Strom drückte die eine Querseite nieder und warf das Floss mit seiner ganzen Breitseite gegen den Baumstamm. Gewehre, Patronentaschen, meine Kiste mit meinen paar Sachen, alles verschwand in den Fluten; wir selbst sassen in den Aesten. Alle Versuche, das Floss wieder flott zu machen, misslangen; einer der Jungens erreichte schwimmend das Ufer; er warf eine Liane herüber und einer nach dem anderen wurde herübergezogen. Auch die anderen Flösse landeten auf meinen Zuruf und wir setzten nun zu Lande unsere Wanderung fort.

Unsere Leiden näherten sich nun — Gott sei Dank! — ihrem Ende; nach einem Marsche von etwa einer halben Stunde entdeckten wir einen augenscheinlich von Menschenhand gebrochenen Zweig, bald auch weitere Spuren der Anwesenheit von Menschen. Jetzt fühlten wir keinen Hunger und keine Müdigkeit mehr und eilten nur vorwärts; nach einigen Stunden weiteren Marsches den Fluss entlang, traten wir auf einen offenen Platz hinaus, wo mehrere halb verfallene Hütten standen. Bergbewohner hatten hier augenscheinlich noch vor kurzer Zeit den Fischfang obgelegen, waren aber nunmehr in ihre Berge zurückgekehrt. Sollten wir also vergeblich gehofft haben? Doch, den Fluss entlang lief ein fast schon wieder verwachsener Pfad; ihm folgten wir; endlich fanden wir ein Oelsardinenbüchsen am Pfade liegend — der erste Gruss der europäischen Kulturwelt, von uns mit lauten Freudenrufen begrüsst. Es ging nunmehr stundenlang mit kurzen Unterbrechungen durch sumpfige Niederungen teilweise bis über die Knie im Wasser: doch dies alles zeigte ja die Nähe des Meeres an; endlich gegen  $\frac{1}{2}$  5 Uhr nachmittags traten wir aus dem Busch

auf den Meeresstrand hinaus. An der Flussmündung hatte der Polizeimeister Costantini ein Lager aufgeschlagen; diese Abteilung hatte mehr Glück gehabt: sie hatte ein Schwein und ein Krokodil geschossen und hatte nach zehnstündigem Marsche durch die Berge dem Kompass nach die Flussmündung erreicht.

Etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden von hier entfernt, lag die Brettschneidemühle der Katholischen Mission. Mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit wurden wir dort empfangen und bewirtet. Am nächsten Tage kamen auch die übrigen Jungens, die den Landweg vorgezogen hatten, aus dem Busch. Sie hatten ebenfalls das Glück gehabt, ein Schwein zu schießen. Am übernächsten Tage brachte uns dann die „Möwe“ sämtlich gesund und wohlbehalten nach Herbertshöhe zurück, wo man sich bereits ernsten Befürchtungen über unser Schicksal hingegeben hatte. —

Gestatten Sie mir, bitte, zum Schluss noch einige wenige Worte hinzuzufügen über die Bedeutung der Gazellehalbinsel.

Die bisherigen wirtschaftlichen Unternehmungen im Bismarck-Archipel erstrecken sich fast ausschliesslich auf die wirtschaftliche Erschliessung der Gazellehalbinsel. Die Nordküste der Gazellehalbinsel — das Gebiet um die Blanchebucht — ist dicht mit Siedlungen von Europäern bedeckt, an den anderen Küsten finden sich derartige Unternehmungen zurzeit noch einzeln verstreut. Deren äusserster Ausläufer an der Westküste ist das gedachte Sägewerk der Katholischen Mission an der Toriumündung. Alle diese Unternehmungen beschränken sich jedoch auf das Gebiet dicht an der Küste; das Innere des Landes war fast völlig unbekannt. Erst die Niederwerfung der Varzinbevölkerung anlässlich des Ueberfalls der Wolffschen Farm im Jahre 1902 war, wie vorhin erwähnt, der Anlass, sich mit den Zuständen in dem unwegsamen Innern zu beschäftigen. Die Durchquerung der Gazellehalbinsel hat gezeigt, dass in ihrem Innern grossenteils fruchtbare, ganz oder fast unbewohnte, zum Plantagenbau

ausserordentlich geeignete Ebenen sich ausdehnen. Bei der in immer rascher werdendem Tempo fortschreitenden Entwicklung im Bismarckarchipel — 1883 liessen sich die ersten Europäer auf der Gazellehalbinsel nieder — wird diese Kenntnis wohl recht bald ihre Früchte für die wirtschaftliche Erschliessung dieses aussichtsreichen Gebietes tragen.